

Die Nation

Redaktion und Administration: Bern, Laupenstrasse 4, Tel. 208 98, Postcheck III 10001

Abonnementpreise
3 Monate Fr. 2.50
6 " " 4.40
12 " " 8.70
Einzeln-Nr. 25 Rp.

Abonnement mit Versicherung
Ausgabe F Ew K
für 3 Monate 7.80 8.50 9.20

Verantwortlich für den Inseratenteil:
Orell Füssli-Annoncen AG., Bern, Bahnhofplatz 1, Tel. 221 91
Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, Lusern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Gené, Lausanne, Martigny etc.

Unabhängige Zeitung für Demokratie und Volksgemeinschaft

Kein Lohn —
ein Hohn!

Die Tragödie
des Zerfalls

Ein seltsamer
Volksbund

Um Gandhis Taktik

Wer ist
Gottfried Stutz?

Nachdenkliche Randbemerkungen

Bei der Büchergilde Gutenberg ist kürzlich unter dem bescheidenen Titel «Schweizer kehren heim» ein Buch von E. F. Rimensberger erschienen. Es handelt sich hier unseres Wissens um das einzige Buch, das die Gegenwartsprobleme, wie sie uns alle beschäftigen, vom Standpunkt des Auslandschweizers aus behandelt. Statt einer üblichen Buchbesprechung, lassen wir nachstehend an Stelle eines Leitartikels einige Stellen aus diesem ganz ausgezeichneten Buch folgen. Die Zitate sprechen für sich selber.

Wer heute gefangen wird, gerät nicht nur als Soldat und kriegerischer Kämpfer in Gefangenschaft, sondern auch als Mensch: Als Mensch, der rot statt braun, blau statt grün, weiss statt schwarz denkt. Er muss nicht nur die Waffen niederlegen, sondern er muss auch seinen Geist verlassen und überantworten. Er kommt nicht in ein Gefangenenlager, sondern in eine geistige oder sonstige Zwangsjacke.

Soldat sein heisst Pflichterfüllung. Pflichterfüllung ist nie romantisch für jene, die sie erfüllen. Sie ist nur romantisch für jene, die darüber deuten und lesen, die darüber Geschichten schreiben und Geschichten machen. Je romantischer Pflichterfüllung auf dem Papier ist, um so unromantischer ist sie in Wirklichkeit, um so schweigsamer sind jene, die sie erfüllen, um so selbstverständlicher tun sie es: Seeleute, Bauern, Soldaten, Bergarbeiter, Aerzte, Lokomotivführer, Weichenwärter.

Soldat sein ist nicht nur Verzicht im Geist, sondern auch Verzicht im Raum. Sein Tornister ist voller Dinge und muss voller Dinge sein, die nicht ihm selber, sondern einem höheren Zwecke dienen, Dinge, die man als Soldat und nur in höchster Bedrängnis braucht: Notrationen an Nahrungsmitteln, an Wäsche, Kleider, Munition. Alle diese Notrationen braucht ein guter Soldat erst, wenn er tot ist. Was aber macht er, solange er lebt? Wo bringt er die kleinen Hilfsmittel unter, die ihm das Leben, solange er es hat, erträglich und lebenswerter machen: Rasierzeug, Rauchwaren, Waschzeug, Schreibutensilien, ein Buch, zusätzliche Esswaren? Solche Dinge sind unangebracht und unerwünscht in der Ordnung, die nur Gleiches kennt und gestattet. Jeder gute Soldat sieht ein, dass kein Platz für sie sein kann auf Tischen und Planken. Was gesehen wird und werden darf, muss uniform sein und uniform hingelegt werden: Tornister, Patronentaschen, Schuhe, Gasmasken, Gewehre, Bajonette. Alles andere muss verschwinden, kann so wenig geduldet werden wie eine falsche Karte im Spiel oder ein falscher Ton im Konzert. Wo bleibt das andere? Jeder hat dafür eine Strategie und sein Versteck. Raum hinter Wandtafeln, in Schulbänken, in Ritzen und Schründen. Jeder Soldat ist auf dieser Welt, wo so viel von Grossräumen gesprochen wird, auf der Jagd nach kleinsten und allerkleinsten Räumen, dem Raum für sich selber.

Ist es vielleicht falsch und unangebracht, wenn wir uns allzuviel auf unsere Vorfahren und ihren Geist berufen? Sind wir nicht ein Stück weiter als sie? Sind wir

nicht bereit, das Land zu verteidigen, obwohl der Bauer weiss und spürt, dass er seinen Boden nicht mehr wahrhaftig sein Eigentum nennen kann, obwohl wir alle, Städter und Bauern, schweren Tribut entrichten für den Grund, auf dem wir pflanzen und wohnen?

Als der Bauer früher sein Land verteidigte, wehrte er sich für sich selber, für Dinge, die nicht nur Besitz, sondern Eigentum, sein eigen waren. Wenn er die Kühe auf die Allmend, dem gemeinen Besitz, führte, so hatte er materiellen Anteil und Vorteil. Wenn der Städter durch den Wald zog, so war es zum Teil sein Wald. Er bezog seinen Anteil am Holz, wenn die Kälte und der Winter kamen. Die Allmend besteht nur noch dem Namen nach, der Gemeindewald wird eine Seltenheit. Die Allmend musste sich zurückziehen in die weglosen Berge, wo sie auf nackten Felsen und weissen Felsen zu blosser Erinnerung geworden ist. Sie führt in der Stadt ein dem Bürger unbewusstes Dasein als Sportplatz, Strandbad und Park. Grund bedeutet nicht mehr Freiheit und Besitz, sondern Zinsen, Servitut. Der Boden ist ein Boden harter Tatsachen geworden.

Wir verteidigen heute mehr als unsern Grund und Boden, unsern Besitz: wir verteidigen das Ganze, jenes, dessen Teile von Ungerechtigkeit und Ausbeutung be-

schmutzt werden. Die Vaterlandsiebe des Volkes besteht ihre höchste Probe, weil sie eine Liebe von Besitzlosen geworden ist, weil diese über den Marksteinen stehen und für sie ihr Blut geben, obwohl sie die Pfähle nicht kennen und aus dem Besitz, den sie umspannen, keinen greifbaren Nutzen ziehen.

Wir dürfen dabei nicht stehenbleiben! Es wäre vom Uebell! Da die Allmend im kleinen verschwunden und sinnlos geworden ist, muss sie im grossen zurückkommen und im grossen einen neuen Sinn erhalten. Das enteignete Land muss zum wahren Vaterland werden, indem das ganze Land eine Allmend wird. Diese Allmend heisst: soziale Gerechtigkeit. Wenn sie gekommen sein wird, werden sich Rechte und Pflichten wieder die Waage halten. Der morsche soziale Friede, der heute mit den schwachen Stützen von Zwang und Paragraphen gehalten wird, wird eine Selbstverständlichkeit werden. Das Vaterland wird das Land aller Väter sein!

Wir haben es vergessen, oder wir wollen es nicht mehr wahrhaben, dass der Reichtum der Welt für uns da ist, und nicht wir für den Reichtum der Welt. Wir mehrten diesen Reichtum von Tag zu Tag. Aus Holz gewinnen wir Zucker, aus der blauen Luft Stoffe, die unsere Felder zu blühenden Gärten machen. Bald werden wir imstande sein, aus Steinen Brot zu schlagen. Wir feiern Orgien im Schöpferischen, doch wir sind Stümper im Verteilen, im Geben und Schenken, in dem, was den Menschen zum Menschen macht. Eifersüchtige Götter wachen über uns und treiben uns vorwärts auf der Bahn der Sucht und der Unerbitt-



Achtzig Jahre zählt diese Frau. Seit siebzig Jahren ist kaum ein Tag vergangen, an dem sie nicht bis spät in die Nacht hinein gestrickt hat. Unzählige Kinderkleidchen, Höschen, Strümpfchen, Handschühlein sind das Produkt ihrer Hände Arbeit. Was aber ist der Ertrag? Sage und schreibe einen Franken im Tag verdient die Frau, wenn sie fleissig, ohne Unterlass strickt und sich keinen Feierabend bis 10 oder 11 Uhr gönnt. Das macht einen Stundenlohn von knapp 10 Rappen! So arbeitet sie aber nicht allein, so arbeiten Hunderte von Heimarbeiterinnen. Das gibt es noch in der Schweiz! Das ist die Wahrheit, die hinter diesem scheinbar so friedlichen Bild steht, das irgendeine illustrierte Zeitung sicher mit einem schönen Spruch bringen würde. Lesen Sie unsere Reportage über diese Heimarbeiterinnen in dieser Nummer!



Die Frage der Woche:

Eine Emmentaler Heimarbeiterin, die bei fleissigster Arbeit knapp 80 Rappen Stundenlohn verdient, schrieb an die Schweizerische Handelskammer, wie es eigentlich mit dem Heimarbeiterschutz stehe. Die Antwort lautete, dass das fragliche Komitee noch nicht gebildet worden sei. «Von wem wird dieser», fragt der Beobachter, «von allen gutgläubenden Bürgern in Funktion vermutete Heimarbeiterschutz wieder Monate, oder gar jahrelang verschleppt, damit man noch möglichst lange hohe Profite herauswirtschaften kann? An wen muss man sich eigentlich wenden, bis solchen schandbaren Arbeitsbedingungen ein Ende gesetzt wird?»

Es scheint in gewissen Kreisen unserer Behörden eine seltsame Auffassung von «aktiver» Demokratie zu herrschen. Sechs Jahre ist das Heimarbeitergesetz verschleppt worden. Als es endlich in Kraft getreten war, vergingen Monate, bis endlich eine Kommission ernannt wurde. Nun, da diese Kommission besteht, sind wieder viele Wochen vergangen, ohne dass ein Finger gerührt wurde. Damit macht man es allerdings den Gegnern der Demokratie sehr leicht. Wie dringend die Angelegenheit ist, geht aus unserer Heimarbeiterreportage in dieser Nummer hervor. Vielleicht würden die Verantwortlichen etwas schneller arbeiten, wenn sie selber mit einem Taglohn von 85 Rappen leben müssten!

lichkeit. Sie sprechen uns von den Pfunden, mit denen wir wuchern müssen, von dem, was des Kaisers ist, von dem Baum, der «abgehauen und ins Feuer geworfen wird», wenn er nicht Nutzen bringt. Wirtschaft und Technik häufen Berge von Stoff und von Kraft. Erfindung und Geist schaffen und pflanzen. Die Menschen aber haben den Glauben an sich selber, den Sinn ihrer eigenen Fortpflanzung eingebüsst, weil sie die Hoffnung auf Glück und Ordnung aufgegeben haben. Wir messen mit goldenen Maßstäben und Maßstäben der Gier anstatt mit jenen des Bedarfs, des Zutraglichen und Wünschbaren. Wir arbeiten für die Macht und das Geld statt füreinander. Wir horten Pfennige statt Freude.

Er wusste nicht, dass man nicht reich werden und ehrlich sein kann, wenn man kein Kapital hat.

Wie die Babylonier, so haben sich die Ägypter unter der Tyrannei ihrer Herrscher mit übermenschlichen Anstrengungen zu Tode gebaut. Heute töten sich die Völker in den Kriegen für ihre Führer und Verführer.

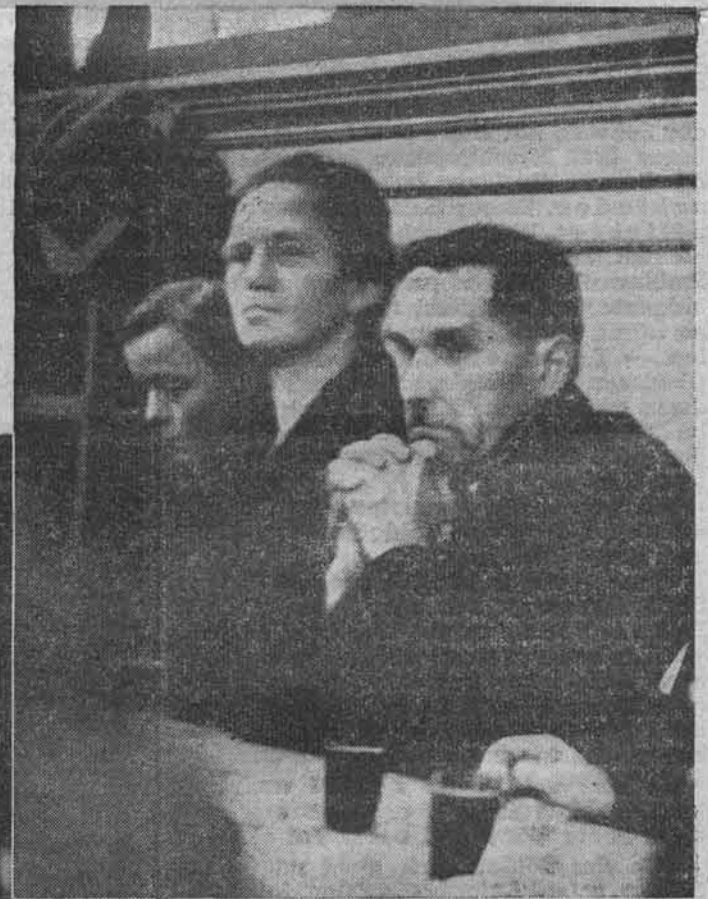
Prof. Arnold Heim in seinem Buch «Weltbild eines Naturforschers», Verlag Hans Huber, Bern.



Das gibt es noch in der Schweiz!



Dicht gedrängt sitzen zweihundert Heimarbeiterinnen des Dorfes Eriswil im Saal des Gasthofes zum «Bären». Sie sind zusammengekommen, um einen menschenwürdigeren Lohn für ihre Arbeit zu erlangen. Die meisten von ihnen erhalten für ihre Strickarbeit einen Stundenlohn von ungefähr 10 Rappen. Alte, bis 80jährige Frauen arbeiten bis in die Nacht hinein für einen Taglohn von kaum einem Franken. Der 80jährige Mann auf dem Bilde rechts oben stellt für den gleichen Fabrikanten, für den die Frauen stricken, Kartonschachteln her. Sein Wochenverdienst beträgt 10 bis 12 Franken. Für die auf unserem Bild wiedergegebenen Kindersöckli werden 30 Rappen bezahlt. Die Bedingungen, zu denen diese Heimarbeiterinnen arbeiten müssen, sind eine Schande für unser Land. Doch die Mühlen der Demokratie mahlen oft am langsamsten, wo sie am schnellsten mahlen sollten. Seit Wochen hat der Bundesrat eine Kommission zur Prüfung dieser Fragen ernannt, doch sie besteht lediglich auf dem Papier. Werden die Behörden endlich kraftvoll eingreifen und solch unwürdigen Arbeitsbedingungen ein Ende setzen?



Dieser Mann heisst Uli Schneider. Er ist der Angestellte der Firma Wirz & Co. in Eriswil. Er sitzt hier als Ungeladener in der Versammlung der Heimarbeiterinnen und hat nichts Gescheiteres zu tun, als eine «schwarze Liste» aufzustellen, um sich nachher an den anwesenden Frauen rächen zu können. Das Bild zeigt ihn einige Augenblicke nachdem er, dank dem entschlossenen Eingreifen des Referenten, seine «schwarze Liste» abgeliefert hat und nun eben aufgefordert wird, die Versammlung der Heimarbeiterinnen zu verlassen. — Mit gespannter Aufmerksamkeit folgen die Heimarbeiterinnen den Worten des Referenten. Langsam begreifen sie, dass hier kein Bittgang Hilfe bringen kann. Sie müssen zusammenstehen, sich mit vereinten Kräften für menschenwürdigere Arbeitsbedingungen einsetzen. Erinnern diese Photographien in ihrer unerhörten Eindringlichkeit nicht an die besten Bilder einer Käthe Kollwitz?

Spezialphotoreportage für die «Nation»
von Paul Senn

Kein Lohn – ein Hohn!

10 Rappen Stundenlohn – Ein Franken Taglohn Heimarbeiterlöhne, die ein Schandfleck für unser Land sind

*Es ist ein köstlich Ding,
geduldig sein und auf
die Hilfe des Herrn hoffen.
Psalm.*

Dieser Psalm hängt, stüberlich gerahmt, in einem niederen, armseligen Stübchen des Dorfes Eriswil. Albert Anker könnte dieses Bild gemalt haben: Am Fenster der kleinen, bescheidenen Stube, die von einem uralten Steinofen erwärmt wird, sitzt, mit Brille und Kopftuch angetan, eine achtzigjährige Frau. Ueber die Schürze hat sie ein sauberes Tuch gebreitet, und die verwerchten, zittrigen Hände arbeiten an eine Lismete: Kinderhandschuhe. Ihr Gesicht trägt die Würde des Alters. Alle Sorgen und Mühen eines achtzigjährigen Daseins sind hier tief und unvergesslich eingegraben. Hinter der Frau an der Wand hängt der Psalm vom «köstlichen Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn zu hoffen». — Während die Frau unermüdet ihre Stricknadeln arbeiten lässt, erzählt sie uns von ihrem mühsamen Leben.

Nein, sie getraut sich nicht, an die Frühlingssonne vors Haus zu sitzen. Die Nerven, das Herz und die Augen ertragen das freundliche Licht des Himmels nicht mehr. «Mir ist am wohlsten in der Stube, aber ich mag nicht mehr recht. Mit acht Jahren erhielt ich die erste Lismete, und es verging kaum ein Tag, an dem ich sie nicht zur Hand nahm.

Siebzig Jahre

Ist die Wolle durch meine Hände geglihten. Nein, ich habe nichts Schönes gehabt auf dieser Welt, und ich möchte nicht mehr von vorn beginnen.»

«Was ich von dieser Arbeit habe? Von diesen Handschuhen kann ich, wenn es gut geht, im Tag anderthalb Paar fertig machen. Das geht aber nur, wenn ich «chilte» bis 10 oder 11 Uhr. Was ich bekomme von dieser Arbeit? Fünf und siebzig Rappen für ein Paar. Wenn nicht die Müdigkeit mich überwältigt, mach es auf den Tag einen Franken.»

Ueber die Ränder ihrer Brille schaut uns die Frau mit müden, entzündeten Augen ins Gesicht und sagt uns Worte, die mit der Klarheit und Kraft der Sprache eines Jeremias Gotthelf durch die Stube klingen: «Du wirst dich nähren von deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut.» Diesen Satz hat die Frau vor einigen Tagen in der Bibel gelesen und darüber nachgedacht.

«Wenigstens ein gutes Gewissen habe ich — das ist aber auch alles.»

Durch die Demut und Gottergebenheit dieser Worte aber klingt die tiefe Verbitterung eines langen schweren und freudlosen Daseins. Und wie wir dann nicht mehr an uns halten können und der Wut und Empörung, die sich in uns angesammelt hat, freien Ausdruck geben, löst sich auch die Zunge der alten Frau, und es sind bittere Worte, die wir zu hören bekommen. Dinge, die sich in Jahrzehnten angehäuften haben, die wohl hin und wieder im kleinen Kreis der eigenen Familie zur Sprache kamen, aber nie einem fremden Menschen anvertraut wurden.

Ist es wirklich wahr, was wir hier sehen? Gibt es so etwas tatsächlich noch in unserem Lande, oder

träumen wir?

Hat uns ein böser Geist um hundert Jahre zurückversetzt? Mit nichten! Wir gehen weiter von Haus zu Haus, von Stube zu Stube: Ueberall herzengute, bescheidene, freundliche Leute, die kein Falsch und keine Bosheit kennen. Die Besten und Bravsten unseres Volkes. Da sitzt eine 79jährige andere Frau. Wundersam weiche und zarte Bettsocken entstehen unter ihren Händen. Sieben oder acht Franken zählt man dafür in der Stadt. Wenn es gut geht, und wenn die Frau vom Morgen bis in die Nacht hinein unaufhörlich strickt, wird so ein Paar fertig. Was ist der Lohn? Es ist nicht zum glauben: 80 Rappen pro Paar. Auch sie arbeitet seit 70 Jahren für den gleichen Fabrikanten.

«Was aber hat der Fabrikant für Sie getan in diesen 70 Jahren?» fragen wir. «Hat er Sie auch einmal in die Ferien geschickt? Hat er Ihnen auch einmal ein Weihnachtsgeschenk gegeben?»

Verwundert und erstaunt ob dieser Frage schüttelt die Frau ihr weisses Haupt. Einmal, ja, in diesen 70 Jahren, hat sie zu Weihnachten fünf Franken bekommen. Sie versteht unser Hohngelächter nicht. Aber eine andere, junge Frau mit zwei Kindern am Rockzipfel, sie versteht es: «Ja, so ist es», sagt sie mit verhaltenem

Grimm, «ausgelacht werden wir, und mit Recht; das ist kein Lohn, das ist ein Hohn!»

Noch mit vielen Frauen reden wir an diesem Tag. Strümpfl, Tschöpli und Käppeli für die Kleinsten hielten wir in den Händen. Und immer wieder rechnen wir mit Bleistift und Papier am Lohn für diese Arbeit. Und immer wieder das gleiche: Wenn es gut geht, einen Franken, vielleicht ausnahmsweise anderhalb Franken im Tag. Da gibt es Familien, wo drei Generationen mit Stricknadeln in den Händen arbeiten. Auch die Männer arbeiten — irgendwo in einem Betrieb in der Umgebung. Aber der Lohn ist klein. So klein, dass die Frauen mithelfen müssen. Und was dann zusammenkommt, das reicht mit dem Burgerland und dem Burgerholz für ein kümmerliches Dasein.

«Verhungern müssten wir,

wenn wir nicht stricken könnten!» In vielen Häusern hörten wir diese Worte: «Im Alter haben wir nichts, wir stricken weiter bis aufs Totenbett. Wohl geht es nicht mehr so gut mit müden Augen und gichtigen Fingern. Doch da gibt es dann noch die Altersrente: 60 Franken im Vierteljahr. So reicht es für die paar Kartoffeln und das Gemüse und vielleicht am Sonntag für ein kleines Stücklein Fleisch. Wenn wir nicht noch etwas pflanzen könnten, wir wüssten nicht, was wir essen sollten.»

Und diese bittere Notlage wird nun von einem Fabrikanten, der mitten im Dorf ein behagliches grosses Haus sein eigen nennt, das nur allzu deutlich von den übrigen Häusern des Dorfes absticht, in schamloser Weise ausgenutzt. Der Leser möge uns die harten Worte verzeihen. Die Worte, die hier gesagt werden müssten, können gar nicht hart genug sein. Wir haben schon viele soziale Mißstände gesehen, aber ein Beispiel solcher Rückständigkeit, solch schlimmster Ausbeutung einer armen Bevölkerung ist uns nirgends, auch nicht in den ärmsten Tälern des Tessins, unter die Augen gekommen.

Aber sie haben Angst, diese Frauen. «Schreiben Sie um Himmels willen nichts in die Zeitung. Was sollen wir machen, wenn uns der Fabrikant keine Arbeit mehr gibt, wenn er Strickmaschinen anschafft und uns keine Arbeit mehr gibt?» Wir beruhigen sie und geloben uns: Wir werden nicht nachgeben. Wir werden Mittel und Wege finden, diesen Arbeitgeber zur Vernunft zu bringen und die Fahne, die wir aufgenommen haben, nicht aus den Händen geben, bevor diese Frauen für ihre Arbeit einen menschenwürdigen Lohn erhalten. Und wenn der reiche Fabrikant seine Drohung, den Betrieb zu schliessen oder Maschinen anzuschaffen, wahr machen sollte, dann werden die Leser der «Nation» dafür sorgen, dass diesen Frauen geholfen wird. Dafür verbürgen wir uns, und wir wissen: die Freunde der «Nation» werden uns nicht im Stiche lassen. Jeder möge, wenn er das nächste Mal aus seinem Geldbeutel einen Franken herausnimmt, an die 400 Frauen denken, die einen ganzen langen Tag, bis weit in die Nacht hinein, arbeiten müssen, bis sie einen solchen Franken verdient haben, und vielleicht lenkt er dann seine Schritte zur Post und schickt uns ein paar Franken für diese Heimarbeiterinnen. Besser und segensreicher kann kein Geld angelegt werden.

Wo bleibt der Segen der Arbeit? Wörtlich sagt uns eine alte Strickerin:

«Diese Arbeit ist oft verflucht worden.»

Wir haben es aber mit dem Einblick in diese traurigen Verhältnisse, die für unser Land einen Schandfleck bedeuten, nicht bewenden lassen. Am gleichen Tag haben wir den Arbeitgeber aufgesucht und ihm ohne Umschweife das gesagt, was wir sagen mussten. Doch frucht- und nutzlos, mit diesen Leuten zu diskutieren! «Die Frauen sollten froh sein über diese Arbeit, das sei doch ein willkommener Nebenverdienst.» — Nein, das ist kein Nebenverdienst, das ist der bitter nötige Lohn, um ein kümmerliches Dasein zu fristen.

Gibt es denn in diesem Dorf keinen Menschen, der das Herz hat, für diese armen Frauen kraftvoll einzustehen. Mit diesem Gedanken betreten wir das Pfarrhaus. Vielleicht lebt hier ein geistlicher Nachfahre eines Jeremias Gotthelf, der mit der Kraft seines Geistes und der Gewalt seiner Worte ohne Zweifel für diese armen Heimarbeiterinnen eingestanden wäre. Doch wir täuschen uns. So gilt das Wort: «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!» Das haben auch die Strickerinnen von Eriswil begriffen. Zahlreich sind sie schon vor Wochen

dem Ruf des Heimarbeiterverbandes gefolgt, um sich über das neue Heimarbeitergesetz aufklären zu lassen. Auf den heutigen Abend sei eine neue Versammlung angesagt, erzählen uns die Frauen. Nun gelte es zusammenzuhalten. Es sei nun genug «Heu dünne».

Es ist Abend. Auf langen Bänken an rohen Tischen sitzen 200 Heimarbeiterinnen im Tanzsaal des behaglichen «Bären». Was wir nicht zu hoffen wagten, ist Wirklichkeit geworden. Zum erstenmal in der Geschichte des Dorfes eine Arbeiterversammlung. Aus den entlegensten Häusern sind sie gekommen. Darunter 80jährige Frauen und Männer. Kann man ermessen, was das in diesem Dorf bedeutet? Welche Hemmungen, welche Ueberwindungen es brauchte, bis diese ausgebeuteten Heimarbeiterinnen dem Ruf nach Zusammenschluss Folge geleistet haben. Wie viel Erbitterung sich hier angehäuften haben muss, bis diese Frauen, die während Jahrzehnten, ohne zu murren, zu einem Hundelohn Tag für Tag gearbeitet haben, sich zusammensetzten, sich die Hand reichten, um für ihr Recht einzustehen.

Still und würdig sitzen sie an den Tischen. Es ist kalt im Saal, und niemand hielt es für nötig, einen Ofen anzufeuern.

«Niemand muss etwas konsumieren, doch wer will, kann sich etwas bestellen.» Mit diesen Worten eröffnet der Referent die Versammlung. Und niemand bestellt etwas. Die Tische bleiben leer. Wie sollten sie auch, wo doch für einen Kaffee oder für ein Glas Wein der Lohn von einem ganzen Tag Arbeit auf den Tisch gelegt werden müsste! Da aber geht ein Raunen und Flüstern durch den Saal: Die Arbeitgeber erscheinen auch. Kein Gruss, keine Bewegung in den Gesichtern. Ihrer Sache sicher, ihrer Macht bewusst, sitzen sie auf ihren Bänken. Der einzige Tisch, auf dem eine Flasche Wein steht.

Es geht hier vor allem um die Firma Wirz & Co., die mit einigen ihrer Angestellten aufgerückt ist. Sie beherrscht die Heimarbeiterinnen dieses Dorfes. Sie zahlt die niedrigsten Löhne der Umgebung. Andere Arbeitgeber zahlen für die gleiche Arbeit 30, 40, ja 100 Prozent bessere Löhne. Der erste Angestellte der Firma, der mit kleinen boshafte Augen und zusammengepressten Lippen seinen Blick über die Köpfe der Heimarbeiterinnen schweifen lässt, macht sich eifrig Notizen. Was tut der Mann? Er schreibt die Namen der anwesenden Frauen auf.

Er verfertigt die «schwarze Liste».

Und der Referent kennt diese sauberen Vögel. Mit fester Stimme fordert er den Mann auf, augenblicklich seine Blätter aus dem Notizblock herauszureissen und sie abzuliefern. Und tatsächlich! Der Mann wird unsicher und bekommt es mit der Angst zu tun. Verdattert und voller Wut reist er die paar Seiten aus seinem Notizblock, und von Hand zu Hand wandert die «schwarze Liste» zum Tisch des Referenten.

«Ich habe die Namen doch im Kopf!» ruft der Angestellte der Firma Wirz über die Tische, und man spürt, wie sich Hass und Verachtung auf diesen Mann legen, der selbst einmal ein armer Bub war und heute diese Frauen plagt und schikanert, wo er nur kann. «Es sind die dümmsten und die faulsten Arbeiterinnen, die an diese Versammlung kommen», hat er uns gesagt. Aber das Gegenteil ist wahr: Es sind die Besten, die Fleissigsten, aber — die Ärmsten. Wohl gibt es auch andere, solche, die es weiss Gott nicht nötig hätten, diese Arbeit noch zu leisten und so bewusst oder unbewusst den armen Heimarbeiterinnen die Löhne drücken. Die Frauen aber, die hier sitzen, müssen von diesem Ertrag leben, die andern aber, so wird uns wiederholt erzählt, die vielleicht hin und wieder mit ein paar Eiern im Körbchen oder einem kleinen Ankenballen ihre Strickarbeit abholen, oder wenn sie gar der Sekte der Neutäufer angehören, sie erhalten zudem noch die leichteste und die bestbezahlte Arbeit.

Den Arbeitgebern, die unaufgefordert die Arbeiterinnenversammlung besuchen, muss aber klargemacht werden, dass dies eine Versammlung der Heimarbeiterinnen ist und dass hier die Fabrikanten nichts zu suchen haben. Trotzdem wird ihnen das Recht eingeräumt, eine Erklärung abzugeben, und siehe da: Es wird bekanntgegeben, dass die Firma schon längst (1) beabsichtigt habe, die Löhne zu erhöhen, und per 1. März werde nun eine 10—30prozentige Lohnerhöhung in Kraft treten. Nicht aber auf Grund des Eingrei-

fens der Gewerkschaft. Nein bewahre, selbst, ganz von sich aus hätte man die Löhne erhöht. Kann einem das bittere Lachen der ausgebeuteten Frauen erstaunen? Wir sind im vierten Kriegswinter, und es ist der Firma nie eingefallen, ihren Arbeiterinnen eine Teuerungszulage auszurichten. Jetzt plötzlich kommt sie. Und was wären diese lumpigen 10—30 Prozent? Sie würden den Stundenlohn vielleicht von 10 auf 12 oder auf 13 Rappen erhöhen. Mehr aber will man nicht tun. Im Gegenteil, man hat schon die Drohung der Arbeitsverweigerung in der Tasche.

Man droht,

die Handarbeit ganz aufzugeben und Strickmaschinen anzuschaffen. Das ist der Geist, der hier waltet. Das ist es, was diese Leute «vor Gott und den Menschen» verantworten können!

Und nun werden wir Zeugen eines historischen Augenblicks. Wir fühlen uns zurückversetzt in die tiefsten Anfänge der Arbeiterbewegung, ja in die tiefsten Anfänge der Demokratie. Langsam begreifen diese armen Heimarbeiterinnen, dass sie nun, da sie sich zusammengeschlossen haben, als gleichberechtigte Partner am Verhandlungstisch sitzen. Man muss ihnen begreiflich machen, dass nicht nur sie den Fabrikanten brauchen, dass auch der Fabrikant sie braucht. Mehrmals müssen die Arbeitgeber aufgefordert werden, nunmehr den Saal zu verlassen, damit die Arbeiterinnen frei und offen das sagen können, was sie auf dem Herzen haben, und dass kein unberufener Spion schwarze Listen aufstellt. Ein massloses Erstaunen und eine ergreifende Erkenntnis geht über die Gesichter der abgearbeiteten Frauen. Widerwillig erheben sich die Arbeitgeber von ihren Sitzen und verlassen notgedrungen die Versammlung...

Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Ruhig, aber oft mit Verbitterung, erzählen die Frauen von ihrem Los. Jetzt haben sie verstanden, dass sie zusammenhalten müssen. Sie wissen nichts von Arbeiterbewegung, von sozialen Kämpfen oder gar von Politik. Sie sind ja so bescheiden. Sie wollen ja so wenig; es brauchte ja nur ein bisschen guten Willen von Seite der Arbeitgeber, und Zufriedenheit würde wieder in die Häuser des Dorfes Eriswil einkehren. Der reiche Fabrikant brauchte ja nur auf einige lumpige Prozente seines Gewinnes zu verzichten, vielleicht nur auf Bruchteile von Prozenten! «Ich würde ja über meinen Gartenhag springen vor Freude», sagt uns eine 70jährige Frau mit schönem Humor, «wenn ich nur 40 Rappen Stundenlohn erhalten würde.»

Zu mitternächtlicher Stunde verlassen wir das Dorf. Ein sozialer Kampf hat begonnen. Ein Kampf um die primitivsten Errungenschaften des Fortschrittes und der Zivilisation. Hier muss der Schritt eines Jahrhunderts gemacht werden. Können wir noch hoffen, dass der Arbeitgeber, der hier über das Wohl und Wehe eines ganzen Dorfes bestimmt, zur Vernunft gebracht werden kann? Werden unsere Behörden hier augenblicklich zum Rechten sehen? Hier ist es nicht getan mit der Ernennung einer Kommission, hier müssen Leute mit Herz und Mut die Dinge anpacken, und zwar nicht mit Handschuhen. Können unsere Bundesräte eigentlich unser Volk? Werden sie erstaunt sein, wenn sie diese Zeilen lesen? Werden sie vielleicht einmal in einfachen Kleidern, inkognito, wie es weise Staatsmänner in der Geschichte hin und wieder taten, hinterstehen von den welchen Teppichen des Bundeshauses und der Stimme des Volkes lauschen?

Wo ist das Auge der Schweizerischen Filmwochenschau,

die über jedes unserer vielen Feste so ausgiebig berichtet, die jede Prozession, jede Kegelklubversammlung und weiss der Teufel was verfilmt, nur nicht das, was wirklich nötig wäre? Wo bleiben die Leute, die ständig vom Schutz der Familie, von der Würde und vom Adel der Arbeit fast überlaufen? Wir möchten sie sehen in diesen Stuben, bei diesen abgehärmten und abgearbeiteten Frauen, und dann möchten wir wissen, ob sie noch ruhig schlafen können. Su.

Postcheckkonto für eventuelle Spenden für die Heimarbeiterinnen: «Nation», Bern III 10001.